

Caring community

Eine caring community ist eine „sorgende, fürsorgende Gemeinschaft“ (Klie, 2013) in einem Stadtteil/Quartier, in der jeder Mensch Verantwortung übernimmt und übernehmen kann.

Menschen werden in ihrer Individualität angenommen und wertgeschätzt, trotz unterschiedlicher Lebensbedingungen und – Lagen sind sie gleichwertig. Das Zusammenleben ist durch gleichberechtigte Kontakte auf Augenhöhe gekennzeichnet. Eine Marginalisierung bzw. Aussonderung z.B. für Menschen mit Behinderung, Menschen unterschiedlichster kultureller Herkunft und Menschen mit normabweichenden Lebensformen geschieht nicht.

Voraussetzung dafür ist eine Ethik der Achtsamkeit, Anerkennung und der Gerechtigkeit gegenüber Menschen, die in unserer Gesellschaft am Rande stehen.

Community-Care wird erstmals 1968 in einer Schrift zum Normalisierungsprinzip erwähnt. Das Normalisierungsprinzip wurde in der Behindertenhilfe entwickelt und legt Wert auf die Förderung der Persönlichkeitsentwicklung und Selbstbestimmung, sowie der sozialen Integration und der Beteiligung. Ziel des Normalisierungsprinzips ist die Ermöglichung eines normalen Lebens im Sinne der Inklusion. Umgesetzt wird dieses Prinzip durch professionelle Fachkräfte, die möglichst nah am Klienten dran sein müssen, um zu unterstützen.

In der Caring Community hingegen leistet zunächst das Familien – oder Freundesnetzwerk oder bürgerschaftlich Engagierte unspezifische Hilfe, welche bei Bedarf durchaus auch durch professionelle Fachkräfte ergänzt wird, jedoch erscheinen professionelle Unterstützer nicht an vorderster Front. Das hat zur Folge, dass in einer Caring Community Großinstitutionen möglichst aufgelöst oder in familienähnliche Modelle überführt werden. Lokale Unterstützungsnetzwerke sind von essentieller Bedeutung.

Wobei das bürgerschaftliche Engagement nicht gegen professionelle Hilfe ausgespielt wird, sondern beide Unterstützungsformen sollen sich ergänzen und erweitern. Dadurch gewinnt unsere Gesellschaft an Vielfalt und Lebendigkeit (vgl. Klie 2013).

Essentiell für das Gelingen von Caring Communities sind nachbarschaftliche und generationenübergreifende Netzwerke, also Beziehungen in denen Personen stehen. Diese können auch mit dem Begriff „Sozialkapital“ beschrieben werden.

Exkurs: Die wichtigsten Merkmale von sozialem Kapital von Martin Horstmann

- *Entstehung und Pflege*: Sozialkapital entsteht durch Interaktion. Es existiert nur, wenn es geteilt wird (Narayan/Cassidy 2001: 60)

- *Nutzung und Produktivität*: Beim Sozialkapital handelt es sich um eine Ressource, die sich durch ihren Gebrauch nicht abnutzt oder erschöpft, sondern sich durch ihre Nutzung vermehrt (Putnam 1993: 169). Der amerikanische Soziologe James Coleman beschreibt dies so: Soziales Kapital verliert an Wert, „wenn es nicht erneuert wird. Sozi-ale Beziehungen zerbrechen, wenn sie nicht aufrechterhalten werden. Erwartungen und Verpflichtungen verlieren mit der Zeit an Bedeutung. Und Normen sind abhängig von regelmäßiger Kommunikation“ (Coleman 1991: 417).

- *Ort*: Während ökonomisches Kapital auf Bankkonten akkumuliert werden kann und auf Finanzmärkten zirkuliert, und sich Humankapital vor allem in den Köpfen der Menschen bildet, entsteht das Sozialkapital in der Beziehungsstruktur zwischen den Menschen. Dort, und nur dort, hat es seinen Ort.

- *Eigener Zugriff, aber kein Eigentum*: Sozialkapital ist eine Ressource, über die man verfügen kann, die man instrumentell einsetzen kann, die man aber nicht wirklich besitzen kann. Man kann zwar auf das eigene soziale Kapital zugreifen, es ist aber trotz-dem nicht das „Eigentum“ dieser Person.

- Dies leitet über zu einer weiteren Besonderheit von sozialem Kapital. *Sozialkapital ist ein individuelles und kollektives Gut*. Sozialkapital ist einerseits eine individuelle Ressource (auch wenn sie nicht unabhängig von anderen ist), die für private Zwecke eingesetzt werden kann. Andererseits ist sie auch ein öffentliches Gut. Dies führt auch dazu, dass Personen auf Sozialkapital zurückgreifen können, die nicht selbst zum Aufbau dieses Kapitals beigetragen haben.

Kirchengemeinden als sozialkapitalbildende Orte

- Es gibt einen positiven Zusammenhang zwischen Religiosität und Einbindung in formelle zivilgesellschaftliche Netze: Mitglieder der evangelischen und katholischen Kirche sind stärker in formellen zivilgesellschaftlichen Netzwerken integriert, Protestanten stärker als Katholiken.
- Religion beeinflusst auch informelle Netze: Öffentliche religiöse Praxis (Teilnahme an Gottesdiensten und religiösen Veranstaltungen) geht mit einem größerem Freundesnetzwerk einher (besonders bei Protestanten und bei Muslimen).
- Das Potenzial für tatsächlich identitäts- und statusüberbrückende Effekte fällt allerdings eher bescheiden aus.
- Insgesamt kommt Richard Trautmüller zu der Einschätzung: „Evangelische Gemeinden stellen einen fruchtbareren Nährboden für soziales Engagement und Beteiligung dar als katholische“ (ebd.).

Was für einen Kontext bieten Kirchengemeinden bezüglich des Sozialkapitalaufbaus? Kirchengemeinden sind der Ort, an dem vielfältiges Engagement stattfindet. Man trifft auf andere Menschen, man hat die Möglichkeit sich zu engagieren. Und ein zweites: Es kann davon ausgegangen werden, dass die volkswirtschaftlichen Strukturen von Kirchengemeinden bereits als förderliche Faktoren gelten können.

Potenziale von Kirchengemeinden

- *Flächendeckende Struktur*: Kirchengemeinden sind eine der ganz wenigen flächendeckenden Strukturen in Deutschland. In manchen Gemeinwesen sind Kirchengemeinden die einzigen Akteure, die vor Ort auch tatsächlich präsent sind.
- *Gelegenheiten und Begegnungsmöglichkeiten*. Kirchengemeinden bieten eine besondere Interaktionsstruktur, nämlich Gelegenheiten für Begegnungen.
- *Kostenlose Teilnahme*: Kirchengemeinden sind „als eine von wenigen Institutionen in der Gesellschaft in der Lage, Teilhabe ohne formale Voraussetzungen wie Geld oder Arbeit zu gewähren. Das Recht zur Teilhabe erlangt man durch die Taufe, die ohne eigene Würdigung vollzogen wird“ (Gerechte Teilhabe 2006: 78).
- *Möglichkeiten zum Engagement*. Sozialkapital entsteht durch Engagement, durch Interaktion zwischen Menschen, die sich einbringen. Kirchengemeinden bieten hierzu vielfache Gelegenheiten. Dies gilt sowohl für punktuell und projektartiges Engagement, wie auch für regelmäßiges und langfristiges Engagement.
- *Kirchengemeinden bieten eine gut ausgebaute Infrastruktur*. Sie verfügen über Gebäude, Säle und Gruppenräume, über eigene Kommunikationskanäle und über technische Ausstattung. Das Engagement in Kirchengemeinden bleibt oft nicht auf den (inner-)kirchlichen Bereich beschränkt. Kirchengemeinden sind eine Plattformen

für zivilgesellschaftliches Engagement, unabhängig von explizit religiösen Inhalten (vgl. Roßteutscher 2009: 51).⁸

- *Engagement-Fähigkeiten („civic skills“) trainieren und Beteiligung einüben.*
Kirchengemeinden ermöglichen das Üben von Partizipation, sie sind ein wichtiger Brutkasten für zivilgesellschaftliche Fähigkeiten (Verba/Schlozman/Brady 1995). Diese Fähigkeiten werden auch als „civic skills“ bezeichnet: Sich informieren, Debattieren, Argumentieren, Einfluss geltend machen und so fort sind alles Fähigkeiten, die gelernt werden wollen. Gerade hier können Kirchengemeinden sehr viel leisten.

Die aufgezählten Punkte sind allesamt Indizien dafür, dass Kirchengemeinden über sehr gute strukturelle Bedingungen verfügen, um als der Ort von Sozialkapitalbildung *par excellence* gelten zu können.

Wie können Kirchengemeinden stärkere Beteiligung ermöglichen und wie finden möglichst viele Menschen Zugang zu diesem gemeindlichen Netzwerk?

Kirche und Diakonie müssen sich selbst als Beteiligungs- und/oder Befähigungsorganisationen verstehen. Auch das klingt zunächst simpel, aber es ist entscheidend. Ein gängiges Selbstverständnis von Kirche ist das Bild, Anbieter auf einem religiösen Markt zu sein (Stichworte: qualitativ hochwertige Gottesdienste, professionell durchgeführte Kasualien, Glaubenskurse, die im Wettbewerb mit Angeboten der Fort- und Weiterbildungsbranche bestehen können usw.); ein gängiges Selbstverständnis der Diakonie ist es, Anbieter professioneller sozialer Dienstleistungen zu sein. Die Begrifflichkeiten mögen sich ändern, aber das grundlegende Bild ist das des professionellen Anbieters auf dem Religions- bzw. Sozialmarkt. Dieses Bild hat aber sehr wenig mit dem Selbstverständnis einer Beteiligungs- und Befähigungsorganisation zu tun. *Befähiger* und *Beteiligter* sind etwas ganz anderes als *Dienstleistungserbringer*.

Wenn man sich also auf dem Weg zu einer „Caring Community“ machen will, sollte man nicht in die Falle tappen, ausschließlich *Hilfsangebote für Benachteiligte* zu machen – es geht um etwas ganz anderes, um *Beteiligungsmöglichkeiten für Benachteiligte*. Also: Weg von einer Angebotsstrategie, hin zu einer Beteiligungsstrategie. Das mag vielleicht wie eine Floskel klingen. Aber wenn Sie einmal überlegen, wie dies bei den Kirchengemeinden und den diakonischen Einrichtungen aussieht, die Sie persönlich kennen, werden Sie mit Sicherheit deutlich weniger Beteiligungsmöglichkeiten als Hilfsangebote entdecken.

Daraus ergeben sich drei Konsequenzen für das kirchengemeindliche Leben:

- Erstens braucht es eine Vielfalt an Gelegenheiten („Encounters“) zum Kommen, Gucken und – auch nicht unerheblich! – wieder Wegbleiben dürfen.
- Zweitens braucht es eine Vielfalt an echten Beteiligungsmöglichkeiten.

- Und drittens ist in Kirchengemeinden und diakonischen Einrichtungen, die zu einer „Caring Community“ beitragen wollen, eine Kultur erforderlich, die für Beteiligung auch wirklich einen Nährboden darstellt. Hier geht es dann vor allem um Anerkennung, um Selbstwirksamkeit und um Fehlerfreundlichkeit.

Es geht um eine Zuwendungsstrategie unter dem Gesichtspunkt, Teilhabe-Vermögen aufzubauen. Das bedeutet, Menschen in Kontakt zu bringen, Menschen in Beziehung zu bringen und Menschen in den Befähigungs-Beteiligungs-Kreislauf zu bringen. Auf einmal stehen dann nicht mehr kirchliche und diakonische Hilfsangebote im Vordergrund, sondern die eigentliche Leistung von Kirche und Diakonie besteht darin, Kontakte zu bieten, Beteiligungs-möglichkeiten zu bieten und zur Beteiligung überreden.

Gez. Isabell Rössler

Ab Seite 2: von Martin Horstmann aus: **Auf dem Weg zu „Caring Communities“? Kirchengemeinden als sozialkapitalbildende Orte. Ein Werkstattbericht**

Hier finden Sie den Werkstattbericht von Martin Horstmann:

http://www.ekd.de/si/download/Horstmann_%288.1.11%29_Sozialkapital.pdf